



«Als ich aus dem künstlichen Koma aufwachte, sagte man mir, meine Mutter sei in der Zwischenzeit ebenfalls intubiert worden»

Die Corona-Stationen in den Spitälern leeren sich, und auch in den Reha-Kliniken stellt sich wieder der Normalbetrieb ein. Aber noch heute ringen dort Erkrankte der ersten Covid-19-Welle um Luft und die Aussicht auf ein möglichst normales Leben.

Von der Cafeteria der Reha-Klinik Barmelweid hat man einen prächtigen Blick über weite Teile der Schweiz und damit auf ein Land, das nach Wochen der Corona-Starre so langsam wieder seinen Tritt findet. Im dritten Stock des Reha-Gebäudes, das in den Jurahügeln, hoch über Aarau, thront, suchten auch Ende Mai noch Covid-19-Patienten den Weg zurück in ein normales Leben. Eine von ihnen ist die 22-jährige Adriana*.

Adriana (22)*, Reha-Klinik Barmelweid

Als der Arzt kam und sagte: «Sie sind schwer krank», war das ein Schock. Bis dahin hatte ich eigentlich vor allem an meine kranken Eltern denken müssen, sie sind beide Risikopatienten. Doch plötzlich sagen die Ärzte einem: «Nein, Ihnen geht es viel schlechter. Sie müssen ab jetzt nur noch auf sich selbst schauen.» Da wurde mir klar: Die Lage ist ernst.

Am 10. April bekam mein Vater Fieber. Es war ein Freitag. Am Montag hatte dann auch ich Fieber. Das war irgendwie komisch, denn ich bin eigentlich nicht der Typ, der Fieber bekommt. Ich kann mich nicht erinnern, wann ich zum letzten Mal in meinem Leben Fieber hatte. Dass ich Covid-19 haben könnte, daran habe ich nicht geglaubt. Wir wohnen in einem kleinen Dorf im Solothurnischen. Der Kanton hatte zu dieser Zeit wenig Fälle. Zudem war ich schon im Home-Office, hatte wenig Kontakte ausserhalb der Familie.

Am Montag waren es 39,5 Grad Fieber, und es kam schubweise. Ich war jeweils zwei bis drei Stunden richtiggehend ans Bett gefesselt. Dann verging das Fieber wieder. Ich konnte aufstehen, etwas essen. Bald kam das Fieber zurück. Nach einigen Tagen bekam ich dann in der Nacht Atemprobleme. Ich ging auf den Notfall. Dort sagte man, ich solle wiederkommen, falls es nicht besser werde. Zum Fieber und zu den Atemproblemen gesellte sich dann auch ein Husten. Am nächsten Abend ging ich wieder auf den Notfall, da ich wieder Probleme mit dem Atmen hatte. Sie massen die Sauerstoffsättigung im Blut. Alles war so weit in Ordnung.

Zwei Tage später, am 19. April, holte mich die Ambulanz mit Blaulicht von zu Hause ab. Ich hatte blaue Finger, Zehen und Lippen. Zudem hatte ich noch immer hohes Fieber, 40,7 Grad. Im Spital haben sie dann ein CT gemacht, danach kam ich direkt auf die Intensivstation. Ich hatte eine schwere Lungenentzündung. Meine Lunge hat sehr schlimm ausgesehen. Die Ärzte sagten mir, es sei sehr kritisch.

Mein Vater hat Diabetes, die Mutter Bluthochdruck. Beide wurden im Spital auf Covid-19 positiv getestet, da war eigentlich klar, dass auch ich daran erkrankt bin. Mein Vater hatte ebenfalls eine Lungenentzündung plus Blutinfektion. Bei ihm war es aber nicht so schwer wie bei mir. Er und meine Mutter waren zu dem Zeitpunkt, als ich eingeliefert wurde, auf der regulären Spitalabteilung. Ich wurde dann am 22. April intubiert, ins künstliche Koma verlegt, für vier bis fünf Tage.

Als ich aus dem Koma aufwachte, sagte man mir, dass meine Mutter ebenfalls intubiert sei und dass es viele Komplikationen gegeben habe. Sie hatte zeitweise 43,9 Grad Fieber, ab 42 Grad wird es lebensgefährlich. Sie ist noch immer im künstlichen Koma. Sie ist erst 51. Mein Vater ist wieder zu Hause und gesund. Ich war mit ihm im gleichen Spitalzimmer. Auf der Intensivstation ist meine Mutter vis-à-vis von mir gelegen.

Momentan verdrängt man das eigene Schicksal, da man mit der Mutter bangt. Sollte meine Mutter wieder aufstehen und sich erholen, so wäre dies die beste Therapie auch für mich und meine Familie. Rückblickend kann man sagen, dass die akute Erkrankung bei mir relativ schnell besser wurde, bedenkt man, wie meine Lunge ausgesehen hat. Nach der Intensivstation war ich etwa einen Monat auf der normalen Spitalabteilung. In der Reha bin ich seit dem 15. Mai.

Ich bin mit Abstand die jüngste Covid-19-Patientin hier. Alle andern sind um die sechzig. Ich erschrecke teilweise, wie schlecht meine Atmung im Vergleich mit derjenigen der anderen noch immer ist. Vor allem beim Treppensteigen. Früher wäre ich nur beim Joggen ähnlich ausser Atem gekommen. Offenbar gibt es nun auch leichte Anzeichen für ein Asthma. Das hatte ich vorher nicht. Oder zumindest habe ich es nicht wahrgenommen. Geplant ist, dass ich am 5. Juni nach Hause kann.

Die Belegungszahlen von Reha-Kliniken hinken der Covid-19-Welle hinterher. Auch die Klinik Heiligenschwendi im Berner Oberland beherbergt Ende Mai noch immer Corona-Patienten. Eine von ihnen ist die 65-jährige Heidi Trachsel.

Heidi Trachsel (65), Reha-Klinik Heiligenschwendi

Jetzt gehe ich am Donnerstag dann halt mit dieser Sauerstoffmaschine heim. Aber ich hoffe so sehr, dass ich dereinst keinen zusätzlichen Sauerstoff mehr brauche, dass ich diesen Schlauch hier loswerde. Meine Lunge sehe wüst aus, dies haben sie mir schon im Spital in Freiburg gesagt. Ich habe es ihnen nicht geglaubt. Aber wenn ich mich jetzt mit anderen Covid-19-Patienten in der Reha vergleiche, auch älteren, dann tut das manchmal schon weh. Eine ältere Covid-19-Patientin macht hier die tägliche Runde ohne Sauerstoff. Das wäre für mich undenkbar. Nur schon hier auf dem Gang hin und her laufen bedeutet für mich Atemnot.

Zuvor war ich topfit. Ich ging jeden Tag sechs bis sieben Kilometer spazieren, arbeitete noch 100 Prozent. Wir haben 43 Jahre lang gewirtet, haben unser Restaurant in Ulmiz (Kanton Freiburg), aber seit einem Jahr verpachtet. Davor hatte ich noch viele Bankette angenommen. Und da habe ich mich verpflichtet gefühlt, für diese Gäste, die ich angenommen hatte, noch da zu sein. Da habe ich jeweils zwölf bis dreizehn Stunden am Tag gearbeitet. Zudem sind wir bei uns zu Hause noch am Umbauen, haben einen grossen Garten. Es gibt also viel zu tun. Ich muss anpacken können. Wenn ich mir überlege, was ich alles gemacht habe bis vor kurzem und dass ich jetzt dann nur noch spazieren soll, dann stimmt es mich sehr traurig. Das ist nicht meine Lebensaufgabe.

Mitte März hatte ich eine Erkältung, genau wie meine 90-jährige Mutter zuvor auch schon. Ich dachte: Ja, gut, jetzt habe ich es von ihr bekommen. Ich bin dann auch nicht mehr zu ihr gegangen, da es ihr wieder besser ging und mir aber schlechter. Am 24. März habe ich dann meine Hausärztin angerufen. Sie sagte, ich solle nach Tavers in den Notfall und den Covid-19-Test machen. Sie machten dort aber keinen. Sie haben mich anderweitig untersucht und meinten, es könnte eine Lungenentzündung geben. Sie gaben mir Antibiotika mit sowie fiebersenkende Mittel. Ich hatte dannzumal 39,5 Grad Fieber.

Die Medikamente schlugen nicht an. Schliesslich stieg das Fieber über 40 Grad. Meine Ärztin sagte, ich solle doch nach Täuffelen in den Kanton Bern fahren, dort gebe es Corona-Testcontainer. Es war ein Freitag, am Montag kam der Bericht, dass ich positiv sei. Die Nacht auf Montag war schlimm: Ich hatte Atemnot, sehr hohes Fieber. Ich war am Husten. Am nächsten Morgen kam ich schliesslich ins Kantonsspital Freiburg, gleich auf die Intensivstation.

Ich weiss noch, dass sie mich nach einer Patientenverfügung gefragt haben, sonst weiss ich nicht mehr viel. Es ging mir so schlecht, dass ich froh war, dass sie jetzt einfach irgendetwas mit mir machten. Ich war zwei Wochen im künstlichen Koma. Nach genau einem Monat, am 1. Mai, konnte ich das Spital wieder verlassen. Seither bin ich nun in der Reha-Klinik Heiligenschwendi. Als ich hier angekommen bin, war ich «ein Hüüfeli Elend». Jetzt geht es mir schon viel besser.

In meinem Umfeld hatte sonst niemand Covid-19. Auch mein Mann nicht. Anfang März hatten wir noch eine Reise mit Gastrofribourg gemacht, da ich dort im Vorstand aktiv bin. Und da war jemand im Reiseocar, der Covid-19 hatte und später daran verstorben ist. Doch ich denke nicht, dass ich es von diesem Ausflug habe.

Oft kämpfen Covid-19-Patienten damit, dass ihr Immunsystem durch die Krankheit angeschlagen ist und es zu Folgeerkrankungen kommt. Dies musste auch Stephan Feuz erfahren.

Stephan Feuz (54), Reha-Klinik Barmelweid

Ich machte in der Reha hier in der Barmelweid eigentlich gute Fortschritte. Doch dann bekam ich plötzlich Fieber. Man nahm Blut, eine Urinprobe. Es stellte sich heraus, dass ich massive Entzündungswerte beim Blut hatte. Und so kam es, dass ich am 12. Tag meiner Covid-19-Reha zurück ins Spital Aarau musste. Dort stellte man fest, dass sich bei mir im Brustkorb Bakterien breitgemacht hatten. Es war klar, dass es eine OP braucht, um den Brustkorb zu reinigen. Die OP wäre in zwei Tagen geplant gewesen, sie musste aber vorgezogen werden, da mir im wahrsten Sinne des Wortes das Wasser bis zum Hals stand. Ich bekam fast keine Luft mehr.

Das OP-Team hat dann gut zwei Liter Eiter aus meiner Brust geholt, zwei Liter Wasser aus der Lunge. Nach der OP ging es mir massiv besser. Aus der Narbe an der Seite der Brust hat aber noch Luft rausgepiffen. Man wollte abwarten und schauen, ob die Narbe von selbst zugeht. Knapp eine Woche nach dem Eingriff ging es mir wieder gut. Die Narbe war aber noch immer offen. Am Montagmorgen machte man nochmals ein CT meiner Lunge, am Abend kam der Arzt ins Zimmer und sagte, morgen Dienstag werde nochmals operiert. In meiner Lunge hatte sich ein Abszess gebildet. Und dieser war aufgeplatzt. In der dreistündigen OP hat man ihn entfernt. Am Montag darauf bin ich dann wieder in die Reha Barmelweid verlegt worden.

Mitte März hat es damit angefangen, dass der Kaffee nach Essigsäure schmeckte. Dem habe ich aber nicht gross Beachtung geschenkt. Zwei Tage später hatte ich Gliederschmerzen. Ich dachte: Eine Grippe kann es nicht sein. Diese hatte ich bereits im Januar gehabt, und so spät im Jahr hatte ich noch nie eine Grippe. Ich rief den Arzt an und fragte, ob ich einen Covid-19-Test machen könne. Am nächsten Tag machte ich diesen, am 20. März kam der Bescheid, dass ich positiv sei. Fünf Tage später ging es mir gar nicht gut. Ich rief nochmals den Arzt an. Am 26. März wurde ich schliesslich in das Spital überwiesen. Ich war dann dreizehn Tage im künstlichen Koma, danach noch drei Tage auf der Corona-Intensivstation. Während des Komas hatte ich zwei Lungenembolien. Ich wurde mit Malariamittel, Hepatitis-C- und HIV-Medikamenten behandelt. Nach 23 weiteren Tagen im Spital kam ich in die Reha-Klinik Barmelweid. Hier machte ich dann gute Fortschritte, bis ich eben Fieber bekam.

Covid-19 habe ich von meiner Freundin bekommen. Sie war zehn Tage zuvor in Österreich, Ski fahren in St. Anton, und muss es von da mitgebracht haben. Ihr Verlauf war aber vergleichsweise harmlos, sechs bis sieben Tage grippeähnliche Symptome, danach ist es wieder abgeflaut. Dass es mich so erwischt hat, ist einfach Pech.

Meine Lunge ist irgendwo bei 67 Prozent des normalen Volumens. Einen Teil des Lungenflügels musste man mir bei der zweiten OP entfernen. Sie sprachen von rund 4 Prozent des Gewebes. Ich hoffe, dass die Lunge sich mit der Zeit wieder nahezu vollständig erholt. Geradeaus laufen geht eigentlich schon gut. Bergauf ist jedoch die Hölle. Nach jeder Therapie, die ich im EG habe, nehme ich die Treppe. Am Anfang ging es ein Stockwerk weit, dann eineinhalb Stockwerke und so weiter. Der Chefarzt meinte, das Ganze werde mich sicher bis Ende 2020 begleiten.

Es sind jetzt 60 Tage, die ich entweder im Spital oder in der Reha bin. Das letzte Wochenende durfte ich zu Hause verbringen – nach 58 Tagen. Und dort habe ich mir das erste Mal die Frage gestellt: weshalb ich? Eine Antwort darauf wird es wohl nicht geben. Ich habe keine Vorerkrankungen, bin 54 Jahre alt.

In der Reha-Klinik Barmelweid ist auch Ralf Schneider. Ein positiver Covid-19-Test brachte ihn nicht aus der Fassung. Bald darauf wurde er für einen Monat ins künstliche Koma versetzt.

Ralf Schneider (58), Reha-Klinik Barmelweid

Im Spital angekommen, wurde ich nach der Patientenverfügung gefragt. Eine solche hatte ich natürlich nicht. Ich sagte dann einfach, ich wolle keine lebensverlängernden Massnahmen. Allzu weit habe ich natürlich nicht gedacht. Ich kriegte eine Infusion sowie Sauerstoff und dachte: Ja, gut, jetzt bleibst du drei bis vier Tage hier, und dann ist wieder alles gut. Dem war nicht so: 24 Stunden später kam ich auf die Intensivstation.

Anfangen hat es Tage zuvor mit Geschmacksverirrungen. Der Tee und der Kaffee haben komisch geschmeckt. Kurz darauf habe ich hohes Fieber gekriegt. Sicherheitshalber ging ich dann einen Covid-19-Test machen. Der war positiv. Ich dachte mir zu diesem Zeitpunkt aber nicht allzu viel dabei. Stellte mich auf ein paar Tage zu Hause ein, Home-Office. Ohnehin hatte ich das Gefühl, dass etwas gar viel «comédie» rund um dieses Corona gemacht werde.

Nach zwei bis drei Tagen zu Hause wurde der Husten immer schlimmer. Ich rief meine Ärztin an, diese schickte mir Medikamente und sagte, ich solle nochmals anrufen, wenn es nicht besser werde. Das war dann auch der Fall. Sie überwies mich ins Spital.

Auf der Intensivstation, kurz bevor ich ins Koma versetzt wurde, hat der Arzt dann nochmals nachgefragt, wie das nun sei mit den lebensverlängernden Massnahmen. Sie müssten mich beatmen, was ja auch eine lebenserhaltende Massnahme sei. Natürlich habe ich dann sofort zugestimmt. Ich bin dann einen Monat im künstlichen Koma gelegen. Zwei Wochen davon mit Lungenschnitt, da die Schläuche, die zuvor in meinem Hals steckten, voller Schleim waren.

In dieser Zeit pendelte ich zwischen den Welten. Mein Leben hing zeitweise an einem seidenen Faden. Auf den Röntgenbildern war die gesamte Lunge weiss. Da war nicht mehr allzu viel intakt. An einem Tag hatte ich dann auch noch Probleme mit den Nieren, dann mit dem Herzen. Nach einem Monat war ich wieder da. 18 Kilo leichter, keine Muskeln mehr. Nach drei Tagen kam ich auf die normale Station im Bruderholz-Spital. Danach in die Reha Barmelweid. Jetzt bin ich seit dreieinhalb Wochen hier. Ende Woche kann ich nach Hause. Die Lunge hat sich gut erholt. Es hat noch ein paar Flecken darauf. Aber ich hatte wirklich Schwein. Treppen steigen ist noch immer hart. Die drei Stockwerke hoch ist noch nicht am Stück möglich. Im zweiten Stock muss ich eine Pause einlegen und richtig atmen.

Die Frage, weshalb es gerade mich so schwer getroffen hat, habe ich mir nie gestellt. Für mich persönlich habe ich die vergangenen Wochen als positive Erfahrung abgebucht. Für mein Umfeld war es sicher schlimm.

In den vier Wochen Koma gab es mehrere Momente, in denen das Leben auf der Kippe stand. Ich kann es nicht ganz fassen, doch habe ich das Gefühl, dass ich dies irgendwie in meinem Unterbewusstsein mitgekriegt habe. Diese Erfahrung hat mir gezeigt, dass ich mit mir im Reinen bin. Ich hatte nie Angst. Ich habe auch nicht das Gefühl, dass ich in Zukunft psychisch unter dieser Erfahrung leiden werde.

* Name der Redaktion bekannt.